

Dinkel oder Weizen?

Wie sich die Landwirtschaft im 19. Jahrhundert zunehmend an ökonomischen Kriterien ausrichtete

Was heute häufig als Monokultur und Tierindustrie gebrandmarkt wird, hat seine Wurzeln im 19. Jahrhundert. Denn schon vor 150 Jahren gab es auf dem Agrarmarkt eine Globalisierung, auf die die südwestdeutschen Bauern reagieren mussten.



Stellt man sich die Landwirtschaft im 19. Jahrhundert vor, so entstehen oft Bilder von kleinen Familienbetrieben und einer Vielfalt an Pflanzen. In Teilen mögen diese Bilder ihre Richtigkeit haben, bei genauem Hinsehen zeigen sich jedoch große Unterschiede. In Württemberg führen verschiedene naturräumliche Gegebenheiten zu jeweils eigenen Wirtschaftssystemen. Auf der Schwäbischen Alb kann wegen der schlechten Bodenverhältnisse und des kälteren Klimas nicht gleich gewirtschaftet werden wie

auf der fruchtbaren Filderebene östlich von Stuttgart.

Auch variiert die Größe der Höfe, bedingt durch zwei Möglichkeiten der Vererbung: Die sogenannte Realteilung führte in den Gebieten des alten Herzogtums Württemberg zu einer stetigen Verkleinerung der landwirtschaftlichen Flächen und Betriebe, da der Besitz zu gleichen Teilen an alle Erben ausgegeben wurde. In Regionen wie Oberschwaben, die erst seit 1806 zu Württemberg gehörten, wurde dagegen zumeist nach dem Prinzip der Anerbenregelung vererbt. Dabei geht der gesamte Besitz an einen Erben über. Die Parzellen in den Anerbengebieten waren mit durchschnittlich 30 Ar drei Mal so groß wie in den Realteilungsgebieten.

Der württembergische Staat versuchte im 19. Jahrhundert, die vielfältige Landwirtschaft nach den Ideen der sogenannten Agrarreformer zu modernisieren. Zu diesen Reformern gehörte der in Preußen aktive Albrecht Daniel Thaer sowie auch der erste Direktor des Hohenheimer Instituts, Johann Nepomuk von Schwerz. Sie warben für eine Abkehr von der Dreifelderwirtschaft, bei der der Boden alle drei Jahre für ein Jahr brach liegt und plädierten für eine Fruchtwechselwirtschaft. Diese sieht keine Brache vor, sondern eine weite Fruchtfolge und den abwechselnden Anbau von Getreide und Blattfrüchten wie Klee oder Raps. Die Überlegungen der Reformer hatten weniger ökologische als vielmehr ökonomische und humanitäre Gründe. In einer Zeit, in der jede Generation unter Hungerkrisen litt – wie 1816/17 oder 1843 bis 1855 – war der Wunsch nach einer produktiven und krisenfesten Landwirtschaft verständlich. Der wirtschaftlich wichtige Agrarsektor – 1822 waren in Württemberg darin 63%, 1907 noch 49% der Menschen beschäftigt – musste gestützt und gefördert werden.

Werbepostkarte der Mannheimer Maschinenfabrik Heinrich Lanz, um 1906. Die dampfgetriebenen Dreschmaschinen des damaligen Marktführers übernahmen auch das Pressen und Binden der Strohballen.

Die Ideen der Agrarreformer griffen jedoch in der ländlichen Bevölkerung lange Zeit nicht. Die ältere Forschung hat dieses Beharren auf Altbekanntem als Traditionsverliebtheit oder „angeborenen“ Konservatismus interpretiert. Doch inzwischen wird anders gewertet. Die Übernahme neuer Anbaumethoden oder Feldfrüchte ist stets mit Risiko verbunden. Geprägt von den Erfahrungen gravierender Hungerkatastrophen und abhängig vom Erfolg der kommenden Ernte, die ihr Überleben sicherte, standen die meisten Landwirte Neuem skeptisch gegenüber. Ein „Experimentierfeld“ konnten sich die wenigsten leisten – sowohl finanziell als auch aufgrund fehlender Flächen. Rationale Überlegungen, Überlebensfragen und fehlende finanzielle Spielräume waren also hauptsächlich die Gründe dafür, dass die ländliche Bevölkerung an bekannten Wirtschaftsweisen festhielt.

Getreide aus Übersee ließ die Preise fallen

Mitte des 19. Jahrhunderts begann dann eine Entwicklung, die den Agrarsektor vor neue Aufgaben stellte und die Landwirte zu Veränderungen zwang. Eisenbahn und Dampfschiffe ließen die Welt enger zusammenrücken. Die Transportkosten sanken damals enorm. Wer 1873 für den Transport einer Tonne Getreide von Nordamerika nach Mannheim 80 Mark zu bezahlen hatte, musste 1905 dafür nur noch 25 bis 30 Mark aufbringen. Billiges Getreide überschwemmte nun den europäischen Markt und ließ die Preise fallen. Steigende Lohnkosten verschärften die Situation: Die Landwirte mussten nämlich mit der wachsenden Industrie, die mit hohen Löhnen warb, um Arbeitskräfte konkurrieren. Die Gewinnmarge des Getreidebaus wurde immer geringer.

Auf staatlicher Ebene wurden ab den 1880er-Jahren Schutzzölle auf Getreide eingeführt, um die Landwirtschaft zu stützen. Die Landwirte reagierten auf die Entwicklung, indem sie ihre Wirtschaftsweise umstellten. Die wachsenden Städte boten einen immer größer-

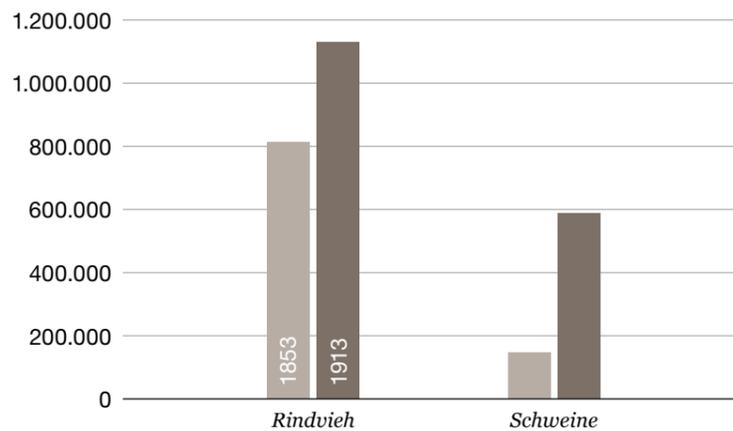
ren Absatzmarkt für Milch, Fleisch und Frischgemüse – all jene Güter, die leicht verderblich waren. Außerdem verlangte die städtische Bevölkerung nach mehr Fleisch, vor allem nach dem fetten und günstigen Schweinefleisch. Die Landwirte in ganz Württemberg konzentrierten sich daher auf die Viehhaltung und lieferten Milch und Fleisch in die großen Städte. Dank dem stetigen Ausbau des Eisenbahnnetzes konnten dabei auch abgelegene Betriebe mithalten.

Die statistischen Erhebungen für Schweine und Rinder belegen die Entwicklung deutlich. Zählte man 1853 gut 800.000 Rinder und 140.000 Schweine, nahm der Bestand beider Tierarten bis 1913 auf über 1,1 Mio. Rinder und fast 600.000 Schweine zu. Die kleinen Betriebe – und daher vor allem die in den Realteilungsgebieten

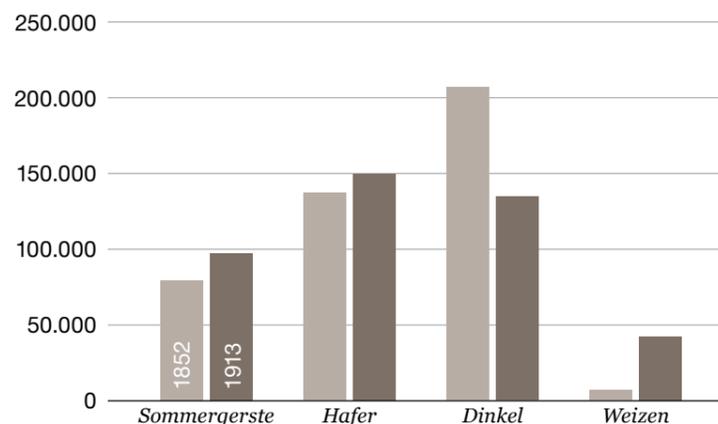
– konzentrierten sich auf die einfacher zu haltenden Schweine. Kühe nutzten sie vor allem zur Bewirtschaftung ihrer Flächen. In den großstrukturierten Anerbengebieten im Osten Württembergs setzte man dagegen verstärkt auf das Rindvieh und die lohnende Milchwirtschaft.

Für gute Schlachtgewichte und hohe Milchleistungen war die ganzjährige Stallhaltung fast unumgänglich. Nur im Stall lässt sich eine gleichmäßige Futteraufnahme auf hohem Niveau erreichen. Allerdings muss hierfür ganzjährig gutes Futter vorrätig sein. Die Bauern bauten daher vermehrt eiweißhaltige Pflanzen wie Ackerbohnen und Erbsen an sowie mehrschnittige Pflanzen wie Klee, Luzerne, Esparsette oder Gräsermischungen. Auch Mais wurde immer mehr als Futterpflanze angebaut.

Der Viehbestand in Württemberg in den Jahren 1853 und 1913



Die Anbaufläche von Getreide in Württemberg in Hektar – 1852 und 1914



Eine weitere Auswirkung der veränderten Gegebenheiten war die Zunahme der Familienbetriebe zwischen fünf und zehn Hektar Fläche. Diese Betriebe kamen ohne fremde Arbeiter aus oder benötigten sie nur in Hochzeiten landwirtschaftlicher Arbeit, wie der Ernte. Die zunehmende Verwendung der Dreschmaschinen zum Ende des 19. Jahrhunderts ist daher durch das Einsparpotenzial von Arbeitskräften zu erklären. Die Dreschmaschine blieb allerdings eine der wenigen Maschinen, die wirklich flächendeckend genutzt wurde. Sämaschinen zum Beispiel, die nur zweimal im Jahr Verwendung fanden, ansonsten einen Unterstand benötigten und deren Arbeit auch in Handarbeit erledigt werden konnte, wurden kaum eingesetzt. Von ihren Vorteilen – gleichmäßigem Saataufgang, geringerem Saatgutbedarf, dichteren Beständen und damit höheren Erträgen – waren viele Landwirte vorerst nicht zu überzeugen. Kosten und Nutzen schienen in keinem Verhältnis zu stehen. Die Dreschmaschinen konnten dagegen gut in Genossenschaften angeschafft oder von Lohnunternehmern betrieben werden.

Die Veränderungen in der landwirtschaftlichen Produktion wie auch die fallenden Preise führten nicht dazu, dass die Getreideanbauflächen in Württemberg reduziert wurden. Es veränderte sich aber das Verhältnis der Getreidearten untereinander. Dinkel war aufgrund seiner Anspruchslosigkeit an Boden und Klima sowie seinen sicheren aber geringen Erträgen noch 1852 das mit 43% hauptsächlich angebaute Getreide Württembergs, er nahm jedoch bis 1914 auf 29% ab. Dies hing vor allem mit den veränderten Ernährungsgewohnheiten zusammen, durch die der Weizen zum wichtigsten Brotgetreide wurde. Allerdings hat Weizen hohe Ansprüche an Klima und Boden. Auch machte sich die große Konkurrenz aus Übersee bemerkbar. Zwar nahm die Weizenanbaufläche stetig zu, in Württemberg betrug sie 1914 allerdings nur 10% der Getreideanbaufläche. Die Gewinner des Wandels waren Sommergerste und Hafer. Bereits 1852 belegten sie zusammen 45% der Getreideflächen und steigerten ihren Anteil bis 1914 auf über 50%. Beide können als hochwertiges Viehfutter genutzt werden und liefern auch auf schlechten Böden gute Erträge. Außerdem lassen sie sich als Braugerste oder Haferflocken verkaufen. Gerade der gestiegene Bier-

Plakat der Josef Bautz AG aus Saulgau, 1930er-Jahre. Durch die Mechanisierung wurde die Getreideernte auch mit wenig Personal machbar.

konsum machte den Anbau von Gerste rentabel. Zudem passte das Sommergetreide besser in die neuen Fruchtfolgenmodelle, in denen Rüben und Kartoffeln als Viehfutter oder Nahrungsmittel angebaut wurden. Diese werden so spät geerntet, dass die Einsaat einer Winterkultur oft nicht mehr möglich ist.

Marktmechanismen reduzieren die Pflanzenvielfalt

Die Veränderungen in der landwirtschaftlichen Produktion wirkten sich auf die Pflanzenvielfalt aus. Zur Mitte des 19. Jahrhunderts verzeichnete das damalige statistisch-topografische Büro für Württemberg noch annähernd 60 verschiedene Kulturpflanzen. Darunter finden sich heute fast vergessene oder erst jüngst wieder kultivierte Pflanzen wie Emmer, Einkorn, Buchweizen, Hirse, Topinambur, Riesenmöhre, Linsen, Lupinen, Rübsen, Leindotter, Mohn, Flachs, Hanf, Tabak, Hopfen, Zichorie, Weberdistel, Krapp, Wau, Waid, Seradella oder Sorgho. 1900 wurden die in die Statistik aufzunehmenden Kulturpflanzen auf 14 reduziert. Zwar spielten hier reichsweite Vereinheitlichungen mit hinein (weshalb Pflanzen, die für Württemberg weiterhin wichtig waren wie zum Beispiel die Esparsette, nicht aufgenommen wurden), trotzdem zeigt ein Blick auf die Anbauflächen bis 1899, dass viele Kulturpflanzen tatsächlich in der Bedeutungslosigkeit versanken. Es blieben die Pflanzen, die wir noch heute zu den hauptsächlich angebauten Kulturen zählen: Weizen, Roggen, Sommergerste, Hafer, Kartoffeln, Wintererbsen, Rotklee, Luzerne, Klee-Grasmischungen und Zuckerrüben.

Verantwortlich für die Reduzierung ist eine insgesamt veränderte Nachfrage. Bei Faserpflanzen wie Flachs sorgte die ausländische Baumwolle dafür, dass kein Absatzmarkt mehr vorhanden war. Eine ähnliche Entwicklung machten Ölpflanzen wie Lein, Rübsen, Leindotter, Mohn und Senf durch, die wegen des günstigen Petroleums nicht mehr benötigt wurden. Auch Farbpflanzen wie Wau, Waid oder



Krapp waren gegenüber anderen Färbepflanzen wie Indigo nicht mehr konkurrenzfähig. Beim Getreide beschränkte man sich auf gutes Viehfutter und Maseträger. Emmer und Einkorn, Buchweizen und Hirse waren von den Konsumenten nicht mehr gefragt.

Die Beschränkung der Pflanzenauswahl und Anbausysteme ist nicht nur aus ökologischer, sondern auch aus pflanzenbautechnischer Sicht bedauernd. Als die frühen Agrarreformer eine Fruchtwechselwirtschaft forderten, die oft sieben bis neun unterschiedliche Kulturgruppen vorsah, hatten sie ihre Gründe dafür: In einer Zeit, in welcher Mineraldünger keine Rolle spielte und Pflanzenschutz nur über Fruchtfolge geschehen

konnte, führte zum Erreichen einer produktiven Landwirtschaft kein Weg daran vorbei. Die andersartige Entwicklung der Landwirtschaft, die sich auch in Württemberg bereits um 1900 manifestiert, ist daher mit wirtschaftlichen Aspekten zu erklären. Viele Pflanzen verschwanden, weil sie am Markt nicht mehr gefragt waren. „Land-Wirtschaft“ kann eben nicht nur ökologische Aspekte verfolgen, sondern muss auch ökonomisch denken.

Steffen Kaiser ist Historiker und hat seine Dissertation über den politischen, gesellschaftlichen und marktwirtschaftlichen Wandel des württembergischen Agrarsystems in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschrieben.